

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31787-5

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Über dieses Buch

An die Mitglieder des alternativen Druckkollektivs *Best Printing* wird der Vorschlag herangetragen, sich mit dem Satzkollektiv *B. Violet* zusammenzutun, in dem ausschließlich Frauen arbeiten. Niemand ist begeistert, aber ökonomisch spricht einiges für diese Kooperation. Man will sich die Sache durch den Kopf gehen lassen.

Am nächsten Morgen finden die Setzerinnen ihre Arbeitsräume verwüstet vor. Am Abend ist einer der Drucker tot. Was steckt dahinter? Eifersucht? Männerhaß? Ein Agent von Marcos, auf den Spuren der philippinischen Exilantin, die bei *Best Printing* arbeitet? Das FBI? Pamela Nilsen, die Heldin der Geschichte, die das Druckkollektiv mit einer Erbschaft gegründet hat, und einige andere Frauen aus den beiden Betrieben suchen nach Zusammenhängen, um dem Mörder – der Mörderin? – auf die Spur zu kommen, und stolpern dabei über politische Verwicklungen, Gruppenstrukturen, eine faszinierende Setzerin, Lesbenhaß, ihren eigenen Rassismus...

Keine reine Idylle, die Alternativszene von Seattle, USA!

Die Autorin Barbara Wilson stammt aus Kalifornien und lebt seit 1974 in Seattle, Washington, wo sie eine Druckerei aufbaute, aus der der feministische Verlag *The Seal Press* hervorging. »Mord im Kollektiv« ist ihr zweiter Roman. Sie hat zahlreiche Kurzgeschichten veröffentlicht und arbeitet auch als Übersetzerin aus dem Norwegischen.

Barbara Wilson
Mord im Kollektiv
Roman

Aus dem Amerikanischen von
Dorothee Danzmann und Elke Martin

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, August 1988

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Focus Verlags, Gießen

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Murder in the Collective«

Copyright © The Seal Press, Washington 1983
Für die deutsche Übersetzung:

© Focus Verlag, Gießen 1985

Umschlaggestaltung: Rambow, Lienemeyer, van de Sand

Satz: Satz-Offizin Hümmer, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-28229-2

1 Es war Anfang Juni, und es regnete in Strömen. Während unser Kollektiv gemütlich drinnen in der Druckerei die wöchentliche Arbeitsbesprechung abhielt, schlug draußen ein steifer Nordwestwind gegen die Backsteinfassaden am Pioneer Square und vertrieb die Penner aus den Hinterhöfen und von den Türschwellen weg in die Obdachlosenasyile und die Häuser der Heilsarmee. Durch die Fenster zur Straße sah ich zu, wie schmutzige Sturzbäche in Richtung Gully strömten und leere grüne Weinflaschen dabei vor sich hertrieben. Seit Tagen sagten die Wetterfrösche im Fernsehen Sonne und einen Anstieg der Temperaturen voraus, aber niemand glaubte mehr daran. Es würde wieder einmal ein typischer, verregneter Seattle-Sommer werden.

»Fakt ist...«, sagte irgendwer.

Langeweile war es nicht: Ich konnte mich einfach nicht richtig auf das Treffen konzentrieren. Und dabei war ich diese Woche Diskussionsleiterin, meine volle Aufmerksamkeit war verlangt, ich sollte verhindern, daß Leute zu lange redeten oder aufhörten, ohne ihren Standpunkt erläutert zu haben, ich sollte unnötige Konflikte vermeiden und Lösungsmöglichkeiten vorschlagen. Normalerweise konnte ich das auch gut: Leute verstehen, auch wenn sie ins Schwimmen kommen oder stottern. Ich hätte eine gute Gesprächstherapeutin abgegeben, wie meine Zwillingsschwester Penny zu behaupten pflegte.

»Es ist einfach fantastisch! Aus dem größten Schwachsinn hörst du noch was Sinnvolles raus! Ich verstehe immer nur Bahnhof.«

Meine Schwester und ihr Sinn für Humor.

Vielleicht lag es am Wetter, vielleicht setzte das normale Abschlafen ein, das alle Gruppen von Zeit zu Zeit haben: Ich war es einfach satt, immer wieder das gleiche Gemeckere zu hören. Und zu müde, etwas dagegen zu unternehmen. Anstatt die Redner sanft, aber bestimmt zu unterbrechen und ihre Beschwerden in konstruktive Kritik zu wandeln, ertappte ich mich immer wieder dabei, daß ich meinem Kollektiv einfach nur beim Reden zusah.

Da war gerade unser Reprofachmann Jeremy, 25 Jahre alt, dabei, sich über die schlechte Qualität der neuen Papierplatten auszulassen, die wir eben erst angeschafft hatten. Er war schmal und mager, hübsch auf eine etwas blutleere Art, mit blonden Locken, Ohrringen und einem zerrissenen T-Shirt, das den Blick auf seine knochige, unbehaarte Brust freigab. Zur Feier des Tages hatte er seinen Walkman aus dem Ohr entfernt, was ihn aber leider nicht zu einem besseren Redner machte.

»Wißt ihr... ich finde... es ist einfach..., also diese Papierteile..., die bringen's einfach nicht.«

Nicht, daß er nicht von Zeit zu Zeit etwas Relevantes zu sagen gehabt hätte; seine Gedanken waren nur so gut in Füllwörter und vorweggenommene Dementi verpackt, daß sie den Erstickungstod starben, ehe sie ihm über die Lippen gekommen waren.

June, die ihn gerade unterbrach, ähnelte ihm ein wenig – wenn man ein Rennrad mit einem Kinderfahrrad vergleichen kann.

»Im Druck sind sie prima... was meinst du eigentlich?... die Farbe kommt gut... ich habe keine Probleme mit den Dingen.«

June war Schwarze, 23 Jahre alt, Witwe und Mutter von zwei Kindern. Ihr zäher kleiner Körper und der enganliegende Afro verliehen ihr eine Aura unbeirrbarer Effektivität. Die gefährlichen Sportarten, die sie mit Vorliebe betrieb, paßten gut zu ihr: Bergsteigen, Fallschirmspringen, Wildwasserkanu. Nebenbei züchtete sie Rosen, schrieb Gedichte und hatte jedem von uns schon einmal geholfen, sein Auto zu reparieren. Bei uns war sie für die Druckmaschine zuständig, und sie kannte sie wie ihre eigene Westentasche.

»Die Platten bleiben gut am Platz.«

»Ja, aber...« beharrte Jeremy auf seiner Kritik:

»Ich finde... June, hör mal...«

Ich konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

Vor vier Jahren, als Penny und ich noch zur Uni gingen, waren unsere Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Sie hatten uns *Best Printing* hinterlassen, eine vollausgerüstete Druckerei mit einem langen Mietvertrag für die Räume, in denen sie untergebracht war, und einem guten Namen in der Gegend. Penny hatte gerade mit einer Doktorarbeit in

Biochemie begonnen, und ich stand kurz vor der Vollendung meiner Magisterarbeit über den Bergarbeiterstreik von 1919; uns wurde geraten, die Druckerei zu verkaufen und mit dem Geld unsere Studien zu Ende zu bringen. Statt dessen beschlossen wir, den Betrieb einer Gruppe politischer Aktivisten zu übergeben, die ihn als Zentrum für die Herstellung von Flugblättern, Büchern und Plakaten nutzen sollten.

Wir hatten eigentlich gar nichts damit zu tun haben wollen. Und in manchen Momenten fragte ich mich, wie wir denn eigentlich doch in die Sache verwickelt worden waren, und ob wir unsere wissenschaftlichen Karrieren vielleicht für nichts und wieder nichts in den Sand gesetzt hatten. Jetzt zum Beispiel war es wieder soweit, und ich warf einen Blick auf Penny, die ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her rutschte und den Satzbrocken lauschte, die wegen der neuen Druckplatten zwischen June und Jeremy hin und her flogen. Sie fing meinen Blick auf und blies ihre Wangen auf wie Schweinchen Dick: Ein uralter Trick, der mich immer wieder zum Grinsen brachte.

Nach dem Zeugnis unserer Eltern und dem alter Fotos hatten Penny und ich zu Beginn unseres gemeinsamen Lebens wohl wirklich wie eineiige Zwillinge ausgesehen. Aber irgendwas war im Laufe der Jahre passiert, und jetzt, wo wir beide 29 Jahre alt waren, wirkten wir kaum noch wie Schwestern – geschweige denn wie Frauen, die ihren Ursprung in ein und derselben Eizelle hatten.

Pennys kurzes braunes Haar war punkig geschnitten und stand in die Luft, während ich meines nostalgisch zu einem langen Zopf gebunden trug. Sie trug eine riesige Brille, deren lila Gestell die obere Hälfte ihres Gesichtes viel witziger und gleichzeitig smarter wirken ließ als mich hinter meiner ehrbaren Nickelbrille. Vielleicht hatte das auch Auswirkungen auf die unteren Gesichtshälften: Jedenfalls ließ meine zierliche Brille meinen Mund breiter erscheinen, meine Nase länger und mein Kinn markanter, während Pennys Brille nicht mehr viel Platz ließ für den Rest mit dem spitzen kleinen Kinn und dem nach oben geschwungenen zierlichen Mund.

Sie konnte herrlich witzig sein, meine Schwester, aber auch sehr bestimmt. Wenn es darum ging, eine Schuldfrage zu klären, nahm sie kein Blatt vor den Mund, und eine Menge Leute hatten deswegen angeblich Angst vor ihr. In der Druckerei

war Penny für die allgemeine Verwaltung zuständig, für die Buchführung und die Kasse – unser Hausgeizkragen, wie manche sie nannten.

»Die Diskussion ist überflüssig«, warf sie gerade ein. »Wir haben noch zwei Kartons von den neuen Platten, die müssen wir erst mal aufbrauchen. Was Wochen dauern wird.«

»Ja, können wir nicht endlich das Thema wechseln?« wandte sich auch Ray an mich. »Wir müssen noch entscheiden, wie wir das mit dem Flugblatt für die Nicaragua-Gruppe machen. Kriegen sie es nun umsonst oder nicht?«

»Sie kriegen Rabatt«, meinte Penny. »Wir können nicht immerfort umsonst arbeiten, ganz egal, wie verdienstvoll die einzelnen Gruppen sind.«

»Aber die haben doch gerade erst angefangen zu arbeiten, sie haben noch keine müde Mark!«

Der Streit ging wieder mal los.

Ich schaltete ab. Diese Diskussion hatten wir im letzten Jahr bestimmt 52mal geführt, und ich wußte genau, wie sie enden würde: Wenn die Gruppe das Geld für Papier auftreiben konnte, würden wir die Druckkosten spenden. Das taten wir meistens, und deswegen sah unsere finanzielle Situation auch so wenig rosig aus. Penny murrte darüber.

»Niemand geht ins alternative Restaurant und sagt: ›Tag, ich finde, die USA sollten sich aus Lateinamerika zurückziehen, kann ich bitte einen Teller Suppe geschenkt bekommen?«

Für Ray jedoch war jeder Hilferuf einer neuen Gruppe eine zutiefst persönliche Angelegenheit, ein Forum für seine eigenen politischen Positionen.

»Die USA drohen, in Nicaragua einzumarschieren! Interessiert dich das nicht?« belehrte er gerade Penny. »Und die neue Gruppe ist noch dazu ein wirklicher Fortschritt, das sind keine liberalen Intellektuellen, die sind richtig gut und radikal.«

»Wir sind kein Wohlfahrtsunternehmen«, beharrte Penny. »Jedenfalls noch nicht.«

Ich hielt mich da raus. Ray und ich waren drei Jahre lang zusammen gewesen. Als wir unsere Beziehung vor zehn Monaten beendeten, bat uns das Kollektiv, uns während der wöchentlichen Besprechungen bitte nicht zu streiten. Also sah ich ihn nur an.

Ray war drahtig und schmal, der kupferhäutige Sohn einer

Mexikanerin und eines Japaners, beide Ärzte beim Roten Kreuz. Er hatte eine schöne, einschmeichelnde Stimme, dunkelbraune, leicht schräggestehende Augen und einen dichten schwarzen Bart. Er sah ohne Frage sehr gut aus, und Zenaida, seine augenblickliche Freundin, fand das offensichtlich auch. Sie saß dicht neben ihm und lauschte seinen Worten für meinen Geschmack mit gar zu großer Aufmerksamkeit.

»Ich finde, Ray hat recht«, sagte sie mit fester Stimme und einem liebevollen Blick auf ihn. »Wir müssen die Revolution unterstützen, das heißt auch, wir müssen mit unserem eigenen Papier drucken, wir müssen alles geben, was wir haben. Ich werde Ray beim Druck helfen.«

Zenaida – wir nannten sie Zee – war eine Filipina, schmal und zerbrechlich wie eine Porzellanfigur, mit gutgeschnittenen, schweren schwarzen Haaren und immer auffallend gut gekleidet. Sie stammte aus einer Anwaltsfamilie, deren Mitglieder zum größten Teil noch auf den Philippinen lebten. Einige von ihnen saßen im Gefängnis, weil sie zur Opposition gegen das Marcos-Regime gehörten. Zee war ursprünglich nach Seattle gekommen, um Krankenschwester zu werden. Sie war geblieben, um Fotografie zu studieren und sich der Politik zu widmen, vor allem der Politik gegen Marcos.

»Und ich finde immer noch, sie sollten das Papier selbst bezahlen. Was sagst du, Elena«, wandte sich Penny nun an das letzte Mitglied des Kollektivs, das bisher noch nichts gesagt hatte.

Elena zuckte die Schultern. »Ich glaube, die Diskussion hatten wir schon mal«, sagte sie.

Wie recht du hast, dachte ich. Und dabei bist du gerade erst vier Monate dabei!

Jedes neue Mitglied verändert die Struktur eines Kollektivs. Elena hatte jedoch bei uns mehr Staub aufgewirbelt als alle anderen. Sie war eine sehr offen und offensiv auftretende Lesbe, berühmt für das Gerichtsverfahren, das sie gegen ihren Mann geführt hatte, als dieser nach ihrem Coming-out das Sorgerecht für die gemeinsamen Kinder beantragt hatte. Den Prozeß hatte sie gewonnen, aber dafür war ihr an der Schule, an der sie jahrelang und gerne unterrichtet hatte, gekündigt worden: Zuviel Publicity zu einem zu heiklen Thema. Auch die Kündigung hatte sie vor Gericht gebracht; der Prozeß lief gerade in der dritten Instanz. Sie war sehr bekannt in

der Stadt – um nicht zu sagen, berühmt und berüchtigt – und brachte uns einen gewissen Prozentsatz Kunden, die nur kamen, um einen Blick auf sie zu werfen.

Andererseits war sie die einzige unter uns ohne konkrete Druckerfahrung. Wir hatten sie kennengelernt, als sie Plakate bei uns drucken ließ und bei der Arbeit zusah. Es hatte sie interessiert, und da sie einen Job brauchte, solange ihr Verfahren vor dem Arbeitsgericht lief, bat sie, bei uns als Lehrling zum halben Lohn arbeiten zu dürfen.

Wir hatten den Wunsch diskutiert und waren einverstanden gewesen, nur liefen die Dinge mit ihr nicht zu aller Zufriedenheit. Erst einmal fühlte sich keiner wohl bei dem Gedanken, einer 34jährigen alleinerziehenden Mutter – noch dazu einer berühmten feministischen Lesbe – nur die Hälfte von unserem eh nicht üppigen Einheitslohn zu zahlen. Also hatten wir ihr Gehalt erhöht, und sie verdiente jetzt so viel (oder so wenig) wie alle bei uns. Leider hieß das auch gleichzeitig, daß sie offiziell ins Kollektiv übernommen war – und dabei hatte sie keinerlei Ausbildung in dieser Richtung.

Und tat sich auch schwer, eine zu bekommen! Elena fand die Arbeit an der Druckmaschine für sich nicht geeignet und wechselte in die Dunkelkammer, wo Jeremys sanfte Unbestimmtheit ihr nach zwei Wochen so auf die Nerven ging, daß sie lieber darauf verzichtete und mit Zee an der Montage arbeitete.

Das machte ihr Spaß, und sie lernte schnell – vier Wochen lang. Dann wurde ihr die Montage zu langweilig, und sie begann sich für Pennys Job zu interessieren – die Verwaltung und Buchhaltung. Aber hier zog meine Schwester einen Schlußstrich und verkündete, sie habe Elena in den letzten drei Monaten zu vielen Leuten die Zeit und die Nerven rauben sehen, um das jetzt mit sich auch noch geschehen zu lassen.

Fazit: Elena wurde unter meine Fittiche gesteckt und mußte alle Arbeiten machen, die gerade so anfielen. Ich fungierte bei uns als eine Art Krisenstab, war keine Expertin für irgendetwas, aber in allem gut genug, um einspringen zu können. Ich stand zur Verfügung, wenn Leute zuviel zu tun hatten, krank waren, wenn ein Eilauftrag anlag oder irgendein Unglück passierte, was ungefähr zweimal die Woche der Fall war.

Elena war auf eine altmodische Weise hübsch, ein bißchen

wie eine Werbefigur in einer Hausfrauenzeitschrift: mit einer zartrosa Babyhaut, die allerdings um die Stirn und um den Mund bereits Falten zeigte; sie hatte einen Wust feiner blonder Locken und Augen wie Milchschokolade. Sie kaute an ihren Nägeln; bis zum Ansatz ihrer feinen, blauädrigen Finger war nichts mehr von ihnen übrig, und ihr Verhalten wechselte wie das Wetter: von Provokationen über Gleichgültigkeit bis hin zur Hysterie.

Nicht, daß ich sie nicht gemocht hätte; sie war mir bis auf ihre Nervosität eigentlich recht angenehm. Sie hatte es in den letzten Jahren nicht gerade einfach gehabt: Zum Mediensündenbock für eine ganze Bewegung herzuhalten, nachdem man eben sein Coming-out gehabt hatte – und dafür von der Bewegung wegen Heldentums und Starunwesens auch noch angegriffen zu werden –, war bestimmt kein Zuckerschlecken gewesen. Ich konnte auch nachvollziehen, daß Elena es in der Druckerei ein wenig langweilig fand, nach all der Öffentlichkeit und der Aufregung um die Prozesse, der Kündigung, der neuen Prozesse. Und sie hatte ihre Arbeit als Lehrerin sehr geliebt.

Drucken ist eigentlich nicht besonders spannend, der größte Teil besteht aus Routinearbeit: viel ausmessen, richten, wieder messen, wieder richten. Geistig anregend ist die Arbeit nicht gerade, schön ist eigentlich nur das Gefühl, irgendwie mit Worten und Bildern verbunden zu sein und zu wissen, was Worte und Bilder bewirken können.

Ich war der festen Überzeugung, daß es uns guttun würde, wenn Elena länger bei uns bliebe. Zumindest hatte sie bereits mein Bewußtsein über einen ganzen Teil der Bewegung, mit dem ich bis dahin nichts zu tun gehabt hatte, beträchtlich erweitert...

Ich schreckte jäh aus meinen Gedanken, weil Elena mich angesprochen hatte: »Pam, schläfst du, oder was ist? Ich habe dich schon zweimal was gefragt.«

»Was? Ich habe nachgedacht. Was hast du gesagt?«

»Ich möchte noch einen Punkt auf die Tagesordnung setzen, wenn wir mit den anderen Sachen jetzt durch sind. Ich habe einen Vorschlag zu machen.«

Ich blickte in die Runde und vergaß, wie eindringlich und mit welchen Gefühlen ich die anderen den ganzen Abend über

angestarrt hatte. Jetzt wurden sie wieder zu den Menschen, die ich seit Jahren oder zumindest Monaten kannte, mit denen ich arbeitete: Meine kleine Familie, mein Kollektiv. Schade, daß ich so wenig mitbekommen hatte von den Gesprächen des Abends.

»Ich glaube, ich war heute keine besonders gute Diskussionsleiterin«, entschuldigte ich mich. »Ich werde mich bessern. Hat jemand was dagegen, wenn Elena ihren Vorschlag jetzt einbringt?«

Zee und June schüttelten den Kopf, Ray zog die Schultern hoch. Jeremy scharrte mit den Füßen: Er war mit Elena nie ganz warm geworden. Und meine Schwester sagte in der ihr eigenen, in einer langen Karriere politischer Treffen erzwungenen Fröhlichkeit: »Spuck's aus, Elena!«

Elena räusperte sich. Sie war auf einmal sehr nervös, als würde sie sich auf etwas Unangenehmes vorbereiten. Eine tiefe Röte überzog ihre schönen Wangen, sie fuhr sich durch ihr feines Haar, und verwundert dachte ich einen Augenblick lang, wie sehr sie Jeremy ähnelte. Sicher sahen die beiden – zumindest, was ihre Farben und ihr Haar betraf – eher wie Zwillinge aus als Penny und ich.

»Sag schon!« wiederholte Penny ungeduldig.

Und Elena sagte es: »Ich habe mit den Frauen von *B. Violet* geredet. Und...«, sie sah uns der Reihe nach herausfordernd an – »ich schlage vor, wir legen die beiden Projekte zusammen.«

2 Die Setzerei *B. Violet* gehörte Lesben, und ausschließlich Lesben arbeiteten dort.

Sie spezialisierten sich auf Satz, Layout und technische Zeichnungen und waren ursprünglich einmal aus einem, wie Penny sich ausdrückte, »Koedukations«-Satz- und Druckkollektiv hervorgegangen. Vor ungefähr fünf oder sechs Jahren hatten sich die Frauen von *Mobidruck* (wie die Druckerei in Erinnerung an irgendeine legendäre Kampagne in den 70er Jahren geheißen hatte) aus dem gemeinsamen Projekt abgesetzt. Begründung: Da die Männer sie eh in den Satzraum verbannt hatten, könnten die Frauen sich ebenso gut selbständig machen und ihre eigenen Entscheidungen treffen.

Die ›Moby Dicks‹ – wie die Männer danach in der Szene un-
ausweichlich hießen – kämpften eine Weile gegen den Plan,
konnten sich aber nicht durchsetzen, und so teilte sich das
Kollektiv.

Das passierte in den 70er Jahren oft: Kollektive begannen,
sich mit der ›Frauenfrage‹ auseinanderzusetzen, dann gab es
›Frauenfreiräume‹ in den Projekten, und dann verließen ent-
weder die Frauen das Kollektiv oder sie brachten die Männer
dazu, zu gehen.

In diesem Fall jedoch hatte es viel böses Blut gegeben, zumal
die übriggebliebenen Männer bald wie ein großer weißer Wal
in den unergründlichen Tiefen des Bankrotts untergingen.
Die Frauen, die ihre Gruppe um einige Lesben erweitert hat-
ten (oder selbst ihr Coming-out gehabt hatten), etablierten
sich als *B. Violet Satz*. Eigentlich hatten sie ›Lila Satz‹ heißen
wollen, fürchteten aber um die Aufträge bei einem solchen
Namen. Violet sei die gleiche Farbe, sagten sie, und zumindest
am Telefon mache es einen netten und respektablen Ein-
druck. Später gingen Gerüchte, daß Kunden, die nach Fräu-
lein *B. Violet* fragten, als Antwort erhielten: »Tut mir leid,
Boedicca ist gerade nicht da. Kann ich Ihnen helfen?« Oder
die Frauen riefen nach hinten: »Barbarella, Telefon!«

Die verärgerten Moby Dicks redeten allerdings nur von *Be
Violet* und verbreiteten im Laufe der Jahre die Story von einer
Gruppe männerhassender, kuhfußschwingender Amazonen,
die sie aus ihrem Kollektiv vertrieben habe.

Der Geschichte hatte ich nie viel Glauben geschenkt, aber die
Tatsache, daß eine Gruppe politisch korrekter separatisti-
scher Lesben versuchen wollte, in der etablierten Geschäfts-
welt Fuß zu fassen, hatte mich immer schon verwundert. Wir
hatten manchmal mit ihnen zu tun, aber ganz wohl war uns
dabei nie. Ray, der meistens dafür verantwortlich war, die
Anweisungen für den Satz auf den Vorlagen zu notieren, be-
schwerte sich darüber, daß die Frauen behaupteten, seine
Handschrift nicht lesen zu können, und ihn warten ließen,
wenn Frauen im Laden waren.

Ich hatte es nie jemandem gestanden, aber insgeheim war ich
froh, daß *B. Violet* sich am anderen Ende der Stadt befand. Da
war es ohne Frage einfacher, zu den Setzern um die Ecke zu
gehen, auch wenn das männliche Kapitalisten waren.

Als Elena bei uns anfang, hatte sich die Lage diesbezüglich verändert. Sobald sie begriffen hatte, was Satz war und daß es ein lesbisches Satzkollektiv in der Stadt gab, wollte sie nicht glauben, daß wir nicht ausschließlich dort arbeiten ließen. Die Entschuldigung mit dem langen Weg schlug sie in den Wind, und Rays Behauptung, er werde dort unfreundlich behandelt, wischte sie beiseite: Wenn er nicht gehen wolle, solle er doch sie schicken, oder mich.

Wie dem auch sei: Ihre Argumente brachten uns zum Nachdenken, zumal das eine: »Ich finde, Alternativprojekte haben die moralische Pflicht, sich gegenseitig zu unterstützen!«

Was konnte man dagegen noch vorbringen?

Also vereinbarte ich mit *B. Violet* einen Termin für unseren nächsten Satzauftrag und brachte die Vorlage selbst dorthin.

Das Kollektiv bestand nur noch aus vier Frauen von den sechs oder sieben, mit denen sie angefangen hatten. Einige waren neu hinzugekommen. Als ich den Betrieb zum ersten Mal betrat, erstaunte mich besonders die Ordnung und Sauberkeit. Alle anderen Setzer und Layoutkünstler aus meiner Bekanntschaft arbeiteten in einem Chaos aus klebrigem Papier und winzigen, tödlichen Objekten. Aber *B. Violet* war so sauber und ordentlich wie eine fertige Druckvorlage. Sie besaßen zwei moderne Lichtsatzgeräte, zwei wunderschöne Leuchttische, eine kleine Dunkelkammer, viele gutbeschriftete Regale und vorne sogar einen Platz zum Warten, wie das Wartezimmer eines Arztes, mit Kunstzeitschriften und Frauenzeitungen auf einem kleinen Tisch.

Die Frau hinter dem Arbeitstisch war mir unbekannt, sie schien aber schnell und gründlich zu sein und wurde sogar freundlich, als sie hörte, von welcher Druckerei ich kam. Sie war Texanerin, mit der langgezogenen Sprache jener Gegend, einem Kaugummi im Mund, einem Paar sehr langer Beine, das in Schaftstiefeln steckte, und Bewegungen wie ein Cowgirl; sie hieß Hadley. Wir gingen die Satzanweisungen zusammen durch, ich war beeindruckt, weil sie sofort zu begreifen schien, worum es ging. Sie sagte, sie würde die Vorlage am nächsten Tag fertig haben, und ich ging frohen Mutes, glücklich, daß Elena das Thema angesprochen und eine Entscheidung durchgedrückt hatte.

Aber als ich am nächsten Morgen wieder hinging, war Hadley gar nicht da, und statt ihrer empfing mich Fran – das älteste Mitglied des Kollektivs und diejenige, über die Ray sich immer beschwert hatte. Wenn Hadley ein Cowgirl auf den weiten Ebenen von Texas war, war Fran der Kaktus, an den sie ihr Pferd band; ein großes rundes Faß von einer Frau, mit abstehenden, schwarzweißen Haaren, die ihr das Aussehen eines Stinktiers gaben, und einem Brustpanzer aus Buttons, die alle direkt auf mich zu weisen schienen.

»Es ist noch nicht fertig«, sagte sie sofort, als sie mich sah.
»Ich verstehe auch nicht, wie du denken konntest, es sei schon fertig.«

Gestreßt sah sie aus, aber wie jemand, der gerne gestreßt aussieht: Damit du gleich merkst, wie wichtig und beschäftigt sie ist und wie sehr du sie aufhältst, auch wenn du nur dastehst und atmest.

»Hadley hat gesagt, es würde fertig sein.«

»Hadley hat heute frei. Ich hätte es ja heute morgen machen können, aber deine Anweisungen waren nicht besonders klar, und ich hatte keine Zeit, dich anzurufen.«

Sie hatte eine leise, rauhe Stimme, die unter bestimmten Umständen angenehm zu hören gewesen wäre. Auch ihr Gesicht mit den klaren Linien hätte man eigentlich als attraktiv bezeichnen können, hätte es nicht die schlechte Laune zu einer Fratze verzogen.

Am Klang meiner Stimme konnte ich feststellen, daß ich wütend wurde. Penny nannte das meine Roboterstimme: langsam, überdeutlich und emotionslos. »Bring die Vorlage«, sagte ich. »Meine Anweisungen waren unmißverständlich, und das werde ich dir jetzt beweisen.«

Sie waren unmißverständlich – meine ursprünglichen Anweisungen jedenfalls. Aber irgend jemand, wahrscheinlich Hadley, hatte etwas dazugeschrieben und alles chaotisiert.

»Wenn du gleich einen Rotstift genommen und deine Meinung nicht so oft geändert hättest, wäre das nicht passiert«, grummelte Fran, die keinesfalls irgendeinen Vorwurf auf ihrem Kollektiv sitzen lassen wollte.

»Ich gehe jetzt«, sagte meine Roboterstimme, »und bin um vier Uhr wieder da. Und dann ist das Teil fertig.«

Es war fertig, aber liebevolle Gefühle hatten sich dabei auf keiner Seite entwickelt. Und mit diesen Menschen, diesen un-